

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882
1878

23 (9.6.1878)

Prüfet Alles, das Gute
behaltet!

Eines Mannes Rede ist
keine Rede,
Man muß sie hören beide.

Im Nöthigen Einheit,
Im Zweifelhaften Freiheit.
In Allem Liebe.

Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. G. Soffinger.

Erscheint jede Woche.
Bestellbar bei der Post
und im Buchhandel.
Preis vierteljährlich: Im
Reichspostgebiete, bei der
Post abgeholt, 40 Pf.;
ins Haus gebracht und
im Buchhandel (Commissi-
onär L. Fernau in Leip-
zig) 55 Pf.
Passende Anzeigen: Die
Nonpareille-Beile oder
deren Raum 50 Pf.

Nr. 23.

Strassburg im Elsaß,

9. Juni 1878.



*Ihr Glaube ist die
Zustimmung!*

*Zustimmung ist die
Zustimmung!*

W. Soffinger

Wilhelm I.,

geboren den 22. März 1797, seit 2. Januar 1861 König von Preussen, seit 18. Januar 1871 deutscher Kaiser.
(Die Worte Imperator, Rex am Schlusse des Namenszuges heißen: Kaiser, König.)

Der Mordversuch gegen den deutschen Kaiser Wilhelm I.

am 2. Juni 1878.

Kaum war die Schreckenskunde vom 11. Mai: „Ein Deutscher hat es gewagt, unserm theuern Kaiser nach dem Leben zu trachten“, verklungen, als auch schon die Nachricht von einem erneuten, noch schrecklicheren, noch ruckloseren Angriff jeden braven Deutschen bis in's Innerste erschütterte und in der ganzen Welt herzliche Theilnahme für Deutschlands edlen greisen Kaiser hervorrief. War der Mordversuch am 11. Mai von einem schon vor dieser Schandthat sittlich tief gesunkenen Menschen ausgegangen, so erhob nun ein Mann seine Frevlerhand, der eine sorgfältige Erziehung genossen, sich eine bedeutende wissenschaftliche Bildung erworben hatte und ob seines gewandten Benehmens in gesellschaftlichen Kreisen wohl gelitten war. Und blieb der Kaiser das letzte Mal unverletzt, so hat er nun so viele Wunden erhalten, daß bei seinem hohen Alter selbst sein Leben in Gefahr schwebt. Wo sollen wir die Worte hernehmen, um unserm Schmerz über diese schandbare That Ausdruck zu verleihen? Ein Deutscher, ein gebildeter Mann sucht den ersten deutschen Kaiser, den edlen 81jährigen Greis, den Liebling seines Volkes, den auch bei den andern Nationen hoch geachteten, den Fürsten, welchen während mehrerer Feldzüge in Feindes Land Niemand angetastet hatte, dem erst in den letzten Wochen zahllose Beweise innigster Theilnahme und herzlichster Liebe entgegengebracht wurden — zu morden, und nicht etwa in Folge einer augenblicklichen Aufwallung, sondern nachdem er lange den Vorsatz zu dieser That in sich erwogen hat! Und wenn dieselbe auch nur die eines Einzelnen ist, so fällt doch ihr Makel auf das ganze Volk. In jedem Edeldenkenden hat sie sofort tiefen Abscheu, herzlichste Theilnahme und den festen Vorsatz erweckt, sich nur um so inniger an die theure Heimath und den edlen Kaiser anzuschließen, nur um so eifriger darnach zu trachten, daß die heiligen Güter der Gottessucht und Sittlichkeit, der Vaterlandsliebe und Treue in dem deutschen Volksleben gepflegt und gestärkt werden.

Lassen wir den schrecklichen Vorgang kurz an unserm Auge vorüberziehen!

Als der Kaiser am Sonntag, den 2. Juni, um 2 Uhr Nachmittags die Straße „Unter den Linden“ dahinfuhr, fielen aus dem zweiten Stocke des Hauses Nr. 18 aus einem mit Schrot Nr. 3 und 4 geladenen Doppelgewehr 2 Schüsse auf ihn. Der Helm Sr. Majestät wurde von 18 Schrotkörnern getroffen; einige derselben schlugen durch. 30 Körner drangen in das Gesicht, den Kopf, beide Arme und den Rücken des Kaisers ein.

Der Thäter ist Karl Eduard Nobiling, Doktor der Philosophie und Landwirth. In der Abhandlung, durch welche er sich im Jahre 1876 von der Universität Leipzig die Doktorwürde erwarb, sagte er Nachstehendes von sich aus:

„Am 10. April des vielbewegten Jahres 1848 erblickte ich auf der königlichen Domäne Kollno bei Birnbaum in der Provinz Posen, deren Pächter mein Vater war, das Licht der Welt. Den ersten Unterricht erhielt ich von einigen Hauslehrern, von denen ich mich namentlich dem letzten, dem damaligen Kandidaten der Philologie Herrn Friedrich Liepe, dessen Grundsatz bei der Erziehung es war, seine Zöglinge nicht nur möglichst vielseitig in wissenschaftlicher Beziehung auszubilden, sondern sie ebenso sehr auch für das spätere Leben vorzubereiten, zu besonderem Danke verpflichtet fühle. Dasselbe Princip¹: non scholae, sed vitae discimus,² war das leitende auf dem königlichen Pädagogium zu Züllichau, welches ich darauf besuchte, und dessen fünf oberste Classen, Ober-Tertia, Unter- und Ober-Secunda, Unter- u. Ober-Prima, ich in 4 1/2 Jahren, von Ostern 1863 bis Michaelis 1867, durchmachte. Nach zurückgelegter Schule widmete ich mich zunächst der praktischen Landwirtschaft, studirte darauf während drei Semester von Michaelis 1870 bis Ostern 1872 Staatswissenschaften und Landwirtschaft in Halle an der Saale, ging nochmals zwei Jahre in die Praxis zurück, theils auch auf mehrmonatliche Reisen, um eine größere Anzahl Wirthechaften, industrielle Etablissements verschiedener Art kennen zu lernen. Von Ostern 1874 bis Ostern 1875 studirte ich alsdann nochmals dieselben vorhergenannten Fächer in Halle an der Saale, und von da ab das 6., 7. und gegenwärtige 8. Semester an hiesiger Leipziger Universität.

Leipzig, im Mai 1876.

Karl Nobiling.

Ueber seine frühere Lebenszeit schreibt ein Lehrer an der Kölner städtischen Realschule, Herr Lambert, Folgendes:

„Ich wurde nach dem Tode meiner Eltern, Herbst 1862, in das Waisenhaus und Pädagogium bei Züllichau aufgenommen und Ostern 1863 in die Obertertia versetzt. Hier lernte ich als nächste Nachbarn die Schüler Karl und Otto Nobiling kennen, welche kurz vorher mit ihrer Mutter aus der Provinz Posen nach dem Dorfe Krauschow bei Züllichau gezogen waren. Diese beiden Brüder zeigten sehr verschiedene Naturen. Der ältere, Karl Nobiling, der uns hier allein angeht, zeigte während seiner ganzen Schülerlaufbahn nur sehr geringen Fleiß. Wenn er eine Arbeit abschreiben konnte, that er es gewiß. Trotzdem stieg er regelmäßig von Klasse zu Klasse. Sein gutes Gedächtniß und vor allem sein klarer durchdringender Verstand ließen ihn alle Arbeiten mit Leichtigkeit bewältigen. Es fehlte ihm vollständig an Gemüth. Alle seine Handlungen waren berechnet und zeugten von schrankenloser Selbstsucht. Sein ganzes Dichten und Trachten ging auf Gelderwerb. Schon damals trauten wir ihm zu, daß er für Geld ohne die geringsten Gewissensbisse seinen besten Freund verrathe. Ich habe niemals einen Menschen kennen gelernt, dem jede Spur von Idealismus so vollständig abgegangen wäre. Wenn wir warmerhitzige Jungen durch den Vortrag unseres Geschichtslehrers für eine historische Größe uns begeistern ließen, lachte Nobiling uns aus und fragte wohl höhnisch, was unsere Ekstase³ uns einbringe. Alles, was anderen Menschen theuer und heilig war, unterlag seiner hämischen Kritik.⁴ Das Gefühl der Pietät, der respect-

¹ Grundsatz — ² Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir — ³ Begeisterung — ⁴ Beurtheilung.

vollen Unterordnung unter eine Autorität war ihm durchaus fremd. Ich kann mir den Menschen nicht anders vorstellen, als mit höhnisch verzogenem Munde. Seine blaugrauen Augen, die beständig lächelnd hin und her liefen, verriethen List und gemeine Denkart. Das Bild des Burschen ist vollständig, wenn ich hinzufüge, daß seine faltblütige Unerblichkeit mit einem hohen Grade von Feigheit gepaart war. Bei seinem Naturell konnte es nicht ausbleiben, daß er häufig mit seinen Mitschülern in Conflict gerieth, aber immer zog er sich vorsichtig zurück, wenn Jemand energisch gegen ihn auftrat."

Seit etwa 2 Jahren lebte Nobiling in Berlin; in dem Hause Unter den Linden Nr. 18 wohnte er seit Anfang des Jahres.

Als er die Schüsse abgegeben hatte, suchte man seiner schnell habhaft zu werden. Ein Gastwirth Namens Holtfeuer drang zuerst in sein Zimmer ein und fand ihn, mit einem Revolver bewaffnet, am Ofen stehen. Nobiling schoß auf ihn und brachte ihm eine schwere Wunde bei. Auch noch einen anderen Eintretenden traf er. Hierauf richtete er seine Waffe gegen sich selbst und schoß sich eine Kugel in das Gehirn, welche ihn lebensgefährlich verletzte. Nunmehr gelang es, ihn zu fesseln und abzuführen.

Vor dem Hause hatte sich rasch eine große Menschenmenge versammelt. Als Holtfeuer verwundet aus demselben gebracht wurde, hielt das Volk Anfangs ihn für den Mörder und hätte ihn nahezu seine ganze Entrüstung fühlten lassen. Den wirklichen Attentäter konnte die Polizei nachher nur mit genauer Noth vor dem Zorn der Menge retten und in Gewahrsam bringen.

In den mit ihm angestellten Verhören gab Nobiling zu, daß er den Kaiser habe erschießen wollen, weil er es für das Staatswohl ersprießlich gehalten habe, das Staatsoberhaupt zu beseitigen; auch bekannte er, sozialdemokratischen Bestrebungen zu huldigen. Seine Mutter, welche nach dem Tode von Nobilings Vater eine neue Ehe einging und in Berlin wohnt, wurde herbeigerufen, um ihn zu weiteren Geständnissen zu bewegen und ihn zu bestimmen, daß er seine Mitschuldigen nenne. Sie erreichte jedoch Letzteres nicht; der Mörder wurde bewußtlos und konnte nicht weiter verhört werden.

Der Kaiser fuhr nach dem Attentat sofort in das Palais zurück. Wie natürlich, wurde ihm die sorgsamste Pflege zu Theil. Seine Gemahlin, die in Baden-Baden weilte, kam rasch herbei, ebenso der Kronprinz

und die Kronprinzessin, welche gerade in England einen Besuch machten, die Großherzogin von Baden, welche bei dem Mordanfall am 11. Mai an der Seite ihres Vaters gewesen und erst vor kurzem nach Karlsruhe zurückgekehrt war, und viele andere Fürsten und hohe Würdenträger.

Die Unter den Linden hin und her wogende Volksmenge harrete in banger Erwartung auf Berichte über das Befinden Sr. Majestät. Dieselben waren zum Glück befriedigende. Der Kaiser verlor keinen Augenblick sein Bewußtsein, konnte in der darauffolgenden Nacht schlafen, sprach mit seiner Umgebung in gewohnter gewinnender Weise, erkundigte sich angelegentlich nach dem Befinden des verwundeten Holtfeuer und erfreute sich der herzlichen Theilnahme und Liebe, welche ihm durch Stundgebungen von nah und fern ausgesprochen wurde. Von Stunde zu Stunde vermehrte sich die Hoffnung, daß Gott unsern theuren Kaiser nicht an diesem heimtückischen Angriffe sterben lassen wolle.

Was werden die nächsten Tage bringen? So fragen Millionen. Vieltausendfach stiegen und steigen Gebete für die Wiedergenesung des geliebten Kranken zum himmlischen Vater empor.

Es ist in zahlreichen deutschen Familien üblich, die „täglichen Loosungen und Lehrtexte“ zu lesen, welche die „Brüdergemeinde“ schon seit lange alljährlich für jeden einzelnen Tag des Jahres herausgibt. Dieselben lauteten auf den 2. Juni wie folgt:

Man spürte keinen Schaden an Daniel; denn er hatte seinem Gott vertraut. Dan. 6, 23.

Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten. Matth. 10, 28.

Damit stimmt herrlich der erste der Wahlsprüche, welche in getreuer Nachahmung der Handschrift Sr. Majestät des Kaisers am Eingange unseres Blattes stehen¹:

Im Glauben ist die Hoffnung.

Es ist bekannt, wie sehr sich unser edler Kaiser auf diese Hoffnung stützt. Mit ihm thun es Millionen seiner Unterthanen, und für ihn beten sie vom Grund ihres Herzens:

Gott schirme, erhalte uns und segne unsern geliebten Kaiser!

Untergang des deutschen Panzerschiffes „Großer Kurfürst“

am 31. Mai 1878.

Groß ist die Freude, welche die Deutschen an der Entwicklung ihrer jungen Kriegsflotte haben. Die Zeit liegt noch nicht lange hinter uns, in der von einer solchen noch nicht die Rede sein konnte; sie entstand erst in den letzten Jahren. Die Freude an ihr ist eine um so berechtigtere, als sie nicht zu Angriffskriegen verwandt werden, sondern nur die Vertheidi-

gung der heimischen Küsten ermöglichen und die Deutschen im Auslande schützen soll. Ganz vor kurzem wurde letzterer Zweck in Nicaragua in Mittelamerika in der ehrenvollsten Weise erreicht. Die Regierung dieses

¹ Der Kaiser schrieb dieselben im Sommer des Jahres 1876. Sie sind entnommen dem Büchlein des Herausgebers dieses Blattes: „Der deutsch-französische Krieg 1870—71. 2. Auflage. Straßburg 1877.“

Landes weigerte sich, einer daselbst mißhandelten deutschen Familie Genugthuung zu geben. Als nun deutsche Kriegsschiffe kamen, um — wenn nöthig mit Anwendung von Gewalt — zu zeigen, daß das Deutsche Reich seine Angehörigen auch fern von ihrem Vaterlande nicht ungestraft beleidigen lasse, wurden die gestellten Forderungen bewilligt.

So groß diese Freude war, so schmerzlich berührte die Trauernachricht, daß das prächtige Panzerschiff „Großer Kurfürst“ am 31. Mai in Folge eines Zusammenstoßes mit dem Panzerschiffe „König Wilhelm“ gesunken sei, ein Unglück, das mehr als 200 deutschen Männern den Tod gebracht habe. Wie das kam, erfahren wir durch nachfolgende amtliche Mittheilung.

Der Bericht des Kontre-Admirals Vatsch an den Chef der Admiralität lautet:

„Seiner Majestät Schiff „König Wilhelm“ im Kanal, den 31. Mai 1878.

Ew. Excellenz habe ich die traurige Pflicht, im Verfolg der von Folkestone bereits abgehenden Telegramme den

durch eine Kollision¹ mit Seiner Majestät Schiff „König Wilhelm“ heute herbeigeführten Verlust S. M. S. „Großer Kurfürst“ zu melden.

Die Katastrophe vollzog sich, als ich, nachdem Dover passiert und der Kurs des Geschwaders auf Dungeness gesetzt war, um 10 Uhr Vormittags das Deck soeben verlassen hatte und im Begriffe stand, wieder hinaufzugehen. Oben angekommen, sah ich den „Großen Kurfürst“ in einer diagonalen Stellung vor dem Steuerbordbug des Flaggschiffes und erschien mir schon da der Zusammenstoß unvermeidlich. Er erfolgte auch sogleich derart, daß der Rammbug dieses Schiffes den hintern Theil des Unterschliffes des andern aufriß, das letztere zwar abglitt, aber doch so schnell füllte, daß die Absicht des Kommandanten, mit der vorhandenen Maschinenkraft das Schiff auf Strand zu setzen und auf diese Weise vor dem Kentern und Sinken zu bewahren, leider nicht mehr erreicht werden konnte. Das Schiff neigte sich zusehends, füllte dann auch von oben durch die Pforten, kenterte und sank. Die Mannschaft war, soweit die kurze Zeit (die Sache vollzog sich nach meiner Schätzung in etwa einer Viertelstunde) es gestattete, aus allen Räumen auf Deck gerufen worden;



Das deutsche Panzerschiff „Großer Kurfürst“.

„König Wilhelm“ sandte, so schnell es ging, alle Bote, daselbe geschah von S. M. S. „Preußen“, eine Anzahl englischer Bote (Fischer-Bootsen etc.) waren ohnehin da, trotzdem aber muß ich die an Sicherheit grenzende Befürchtung aussprechen, daß der weit größere Theil der Verunglückten ihr Grab in den Wellen gefunden habe. Als gerettet konnte ich nur diejenigen melden, die von unseren Booten an Bord dieses Schiffes und S. M. S. „Preußen“ geborgen worden waren.

Die Havarie² dieses Schiffes am Bug ist nicht unbedeutend, läßt sich aber vor der Ankunft in Portsmouth und vor dem Deden nicht übersehen. Das Kompartement Nr. 1 ist voll Wasser und dringt dasselbe auch in Nr. 2. Ich sandte sofort von Ort und Stelle ein Telegramm an den kommandirenden Admiral in Portsmouth und bat um ein Dod.³

Ueber die Ursache der Kollision lasse ich alle Betheiligten vernehmen und kann hier nur kurz anführen, daß ein Be-

fehl des Wachhabenden, Backbord-Ruder zu stützen und dasselbe Steuerbord zu legen, falsch verstanden, und statt Steuerbord hart Backbord gelegt wurde, so daß auch das Rückwärtsgehen der Maschine nichts mehr fruchtete.

Die Formation des Geschwaders war doppelte Kiellinie mit gewöhnlichen Distanzen, aber mit einem geschlossenen Treffenintervall von ein Hektometer.



„Gr. Kurfürst“ befand sich jedoch wohl reichlich vor seiner Position. Beide vorderen Schiffe wollten einem quer vorüberregelnden Schiffe ausweichen, thaten es auch, und schon namenlich „Gr. Kurfürst“ weit nach Stbd. aus, lenkte aber, als das Schiff vorbei, wieder zurück in

¹ Der Zusammenstoß — ² Der Schaden — ³ Ein künstliches Wasserbeden.

seinen Kurs; dies hat auch „König Wilhelm“ thun wollen, und ereignete sich dabei die gerade umgekehrte Ausführung des Ruderkommandos, welche demnächst die entsetzliche Katastrophe herbeiführte. Ueber den Befund der Havarie, die das Flaggschiff erlitten, berichte ich, sobald die ganze Bedeutung derselben konstatiert ist. Da das nicht so ohne Weiteres zu beurtheilen war, da ferner namentlich die Steuerfähigkeit des Schiffes nicht ganz sicher erschien, und da die Entfernung nach Portsmouth immerhin keine unbedeutende ist, habe ich außer der Begleitung durch S. M. S. „Preußen“ es für nöthig erachtet, die Begleitung eines vom Konsul zu Dover angebotenen Schlepddampfers anzunehmen, den ich entlassen will, sobald in keiner Weise mehr Gefahr für dies Schiff zu befürchten ist.“

Als gerettet wurden 213 Mann, als vermißt 274 angegeben; es ist Hoffnung vorhanden, daß sich von

letzteren einige noch nachträglich einfinden, aber für die Allermeisten wurde das Meer zum Grabe. Auffallender Weise konnten, wie dies auch sonst bei Seeleuten häufig vorkommt, Viele nicht schwimmen, sonst wären, da Hilfe schnell vorhanden und das Meer ruhig war, bei Weitem mehr gerettet worden.

Ganz Deutschland trauert über diesen schweren Verlust, der es so kurz vor dem andern traurigen Ereignisse, dem Nordversuch auf den Kaiser, traf.

Der „Große Kurfürst“ war 94 Meter lang, über 16 Meter breit und sein Schiffskörper ganz mit Eisen beschlagen. Er hat etwa 8 Millionen Mark gekostet.

Nähere Mittheilungen über diesen traurigen Unglücksfall hoffen wir später bringen zu können.

Ein Blick in die Volksitten zur Pfingstzeit.

Pfingsten ist für unser deutsches Volk von den uraltesten Zeiten an das eigentliche Sommerfest gewesen. Zu Pfingsten sieht die Natur in ihrer schönsten Pracht da; die Bäume des Waldes sind mit jungem Laub bekleidet; die Acker sind besät mit duftenden Blumen; wohin das Auge blickt, überall verspricht die Erde ihren Bewohnern neuen Segen in Obst und Getreide; auch in der irdischen Welt ist der Geist Gottes wiederum ausgegossen. Wie sollte da nicht das Herz des Menschen mitjubeln und sein Geist nicht Sitten und Gebräuche ausgedacht haben, deren Begehung die Tage zu Pfingsten verherrlicht? Schon vor Pfingsten, wenn der Tag der Himmelfahrt Christi herannaht, ziehen in manchen Gauen des deutschen Vaterlandes die Landleute mit ihren Angehörigen — ja auch das Vieh wird an manchen Stellen mitgenommen — über die Fluren, um dem allmächtigen Gott für den schönen Aufwuchs des Getreides Lob und Dank zu sagen und zu singen und ihm um Abwehr von bösem Wetter, namentlich von dem Alles zu Boden schlagenden Hagel, zu bitten. Uralt sind diese Flur- und Hagelprozessionen; wenn sie in rechtem Sinne gefeiert werden, sollten sie nicht aussterben; es liegt ihnen ein schöner Sinn zu Grunde; beim unmittelbaren Anschauen des reichen Gottessegens auf Flur und Feld muß ja von selbst das Herz jubeln und sich freuen. Ist nun das liebe Feste der Pfingsten gekommen, dann bestrebt sich Jung und Alt in vielen Orten Deutschlands die Zimmer zu schmücken, indem man hinter die Witber an der Wand, hinter die Möbel und Spiegel Birkenlaub und Kaltnus steckt; bunte Bänder und vergoldete Eier werden oft damit verbunden, wie es z. B. im Oldenburgischen geschieht. Mit dieser Sitte hängt eine andere zusammen, welche allerdings im Begriff steht zu verschwinden. In Norddeutschland wird in vielen Gegenden von der lustigen Jugend ein Maibaum aus dem Walde geholt und auf einer Wiese aufgefplant. Alsdann beginnen allerlei lustige Spiele um denselben; Tänze werden aufgeführt; Geschenke, namentlich Eier, werden vertheilt. Am Niederrhein pflegen die Kinder,

mit Maistraußen geschmückt und mit grünen Zweigen von Birken-, Tannen- oder Kieferbäumen in den Händen, am Pfingstmorgen in die Häuser zu treten und folgendes Lied zu singen:

„Guten Tag, guten Tag in's Haus!
Hier bringen wir den Mai in's Haus,
Wir haben heute Maie,
Der giebt uns uns're Weibe u. s. w.“

Nach Absingung der Lieder bekommen die Kinder ebenfalls Geschenke; vorher aber werden sie zum Spaß mit Wasser begossen, was stets unter der fröhlichen Schaar einen großen Jubel erregt. Aus der Sitte, das grüne Laub als Schmuck des Tages zu tragen und zu verwenden, erkennt man, daß Pfingsten, abgesehen von des Festes höchster, christlicher Bedeutung, ein Sommerfest, ein Naturfest für uns Deutsche ist und sein soll.

Denselben Grund hat jener Wandertrieb, welchen die deutsche Jugend in sich spürt, sobald Pfingsten herankommt; zu Pfingsten will man Reisen machen. Das Pfingstfest scheint ganz verdorben zu sein, wenn es an diesen Tagen regnet, und der Mensch nicht im Freien, im Wald oder auf des Berges Höhen sein kann. Ist aber zu Pfingsten gutes Wetter, dann kann der deutsche junge Mann nicht zu Hause bleiben; die Natur ladet ihn ein, indem sie eine unwiderstehliche Kraft auf ihn ausübt. Daher finden auch zu Pfingsten die meisten Zusammenkünfte statt; von allen Orten treffen sich die Freunde, um sich zu begrüßen; die Männer der Kunst und Wissenschaft treten zu Vereinen zusammen, um ihre gelehrten Fragen zu besprechen.

Wie an die übrigen christlichen Feste, so haben sich auch an das Pfingstfest die mannigfaltigsten Volksschauungen, Volksitten und Volksspiele angelehnt; nur Weniges mag hier angedeutet werden. Die alten Deutschen hatten den Aberglauben, daß man zu Pfingsten Feuer anzünden müsse, um die Hexen zu vertreiben; daher werden z. B. im Harz bis auf den heutigen Tag die Pfingstfeuer Hexenfeuer genannt; überhaupt erinnern noch viele Volksitten zur Pfingstzeit an den heidnischen Glauben unserer Altvordern von

Hexen und Zauberinnen, über welche die jungen Leser unseres Volksblattes wohl unterrichtet sein werden, daß es deren in Wahrheit keine gegeben hat noch gibt. Manches abergläubige junge Bauernmädchen glaubt, wenn es sich zu Pfingsten mit kaltem Wasser aus dem Dorfbrunnen beneze, würde es recht schön werden, es wird sich aber sicherlich irren; ebenso wird sich die Hausfrau getäuscht sehen, welche den zu Pfingsten eintretenden Regen bejammert, wenn sie dem Wahn anhängt, daß der Pfingstregen für's ganze Jahr vom Himmel Mäuse herabfallen lasse. Jedermann weiß, daß die Vermehrung der Mäuse von andern Gründen abhängt.

Ergötzlich sind die vielen Volksspiele, welche gerade zur fröhlichen Zeit der Pfingsten gefeiert werden. In manchen Gegenden findet das Pfingstschießen statt, welches der Ursprung der sog. Schützenfeste ist; der, welcher den besten Schuß thut, wird König und von Jedermann in dieser seiner Würde bewundert. Eine Spur eines alten deutschen Opferfestes finden wir in dem sog. Hahn schlagen, welches zu verschiedenen Zeiten des Jahres, namentlich aber zu Pfingsten, unter den Landleuten geschieht. Ein Hahn wird entweder unter einen großen Topf gesteckt oder an einen Pfahl gebunden, und dann wird von den Anwesenden mit verbundenen Augen nach ihm mit Knütteln oder Dreschlegeln geschlagen. Derjenige, der den Hahn getroffen hat, wird sehr belohnt und genießt meist die Ehre, daß er mit der Pfingstbraut, dem hübschesten unter den Mädchen im Dorfe, zuerst tanzen darf.

In vielen Gegenden ist es am Pfingstmontag Sitte, daß man das Vieh mit Blumen und Reifern stattlich pugt und unter Musik und Abfingen von Liedern durch die Straßen des Dorfes auf die Weide führt. Voran zieht gewöhnlich der ebenfalls bekränzte Kuhhirt, umgeben von der vor Freude fast ausgelassenen Dorfjugend; Pfingsten ist für ihn der Ehrentag; da kann er zeigen, wie prächtig die ihm zur Obhut anempfohlenen Thiere unter seiner Leitung gediehen sind.

Es wäre von den lustigen Pfingstsitzen noch Manches zu erzählen, z. B. von dem Pfingstklümmel, d. h. von dem Dorfknaben, der die Pfingstsonne verschlafft, von dem Wasservogel, der in vielen Orten Süddeutschlands zu Pfingsten mit Schilfrohr umflogten und in den Fluß geworfen wird, von dem Kälberquicken in Westfalen, einer Kindertaufe durch Schlagen von Vogelbeerbaum- oder Ebereschenzweigen, von den Pfingstgelagen, namentlich vom Pfingstbier,

von den Maibrunnenfesten der Knaben am Rhein. Aus allen diesen Festlichkeiten erkennen wir wiederum, daß Pfingsten ein Freudenfest, ein Sommerfest im wahrsten Sinne des Wortes ist. Nur auf Eins wollen wir zum Schluß noch hinweisen, nämlich auf den Pfingsttritt, auf das Pfingstpferderennen. Fast im ganzen deutschen Vaterland, auch in vielen Orten des Elsaß und Deutsch-Lothringens versammeln sich die jungen Burschen Nachmittags zu Pferde und durchziehen die Dörfer, indem sie altherkömmliche Sprüche herfagen, worauf sie den Bann umreiten. Nicht selten tragen sie dabei die abenteuerlichsten Vermummungen, und früher wurden sie gewöhnlich von älteren Männern begleitet, welche ihnen die Grenzen des Feldbezirks der Gemeinde anzeigten. Jeder Theilnehmer des lustigen Ritts hat seinen eigenen Spruch, den er beim Stillhalten des Zugs vor der verwundert die Ohren spitzenden Menge feierlich oder spaßhaft herfagt. Hier eine Probe zum Schluß:

Der Vorreiter fängt an:

„Fröhlich auf, fröhlich auf das ganze Hausgesind,
Ab Plaz, ab Plaz mit Weib und Kind!
Den Plaz soll man mir rommen (räumen);
Es werden große Herren nach mir kommen.
Keiner soll mir auf diesen Plaz hintreten,
Sont werd' ich ihm das Schwert durchs Herze stechen!“

Der Offizier fährt fort:

„Wir reiten daher und also fest;
Ich grüße Gott und eure Gäst.
Würde ich den einen grüßen und den andern nicht,
So wäre ich kein rechter Offizier nicht!
Ein rechter Offizier bin ich genannt,
In Deutsch- und Welschland wohl bekannt.
Ich bin dem Hauptmann sein Fourier,
Darum muß er spendieren mir u. s. w.“

Es folgt dann der Hauptmann nebst seinen Soldaten, unter denen ein Goliath ist; ein armer Bauer tritt endlich auf und klagt seine große Armuth, er fängt also an:

„Ach Gott, ich bin ein armer Bauer,
Mein Leben ist mir mächtig sauer.

Ich hab' drei Pferd, 's ist kein's was werth,
Das erste hint heuer und fern,
Das zweite ist blind und faul,
Das dritte hat keinen Zahn im Maul u. s. w.“

Colmar.

R.

Voltaire und Rousseau.

In keinem Lande ist die Wissenschaft und Kunst so innig mit dem öffentlichen Leben verbunden als in Frankreich. Und besonders die Dichter unseres reichen und schönen Nachbarlandes singen nicht, wie der Vogel singt, in harmloser Lust am Gesänge, sondern in berechnendem Streben, Einfluß zu üben auf Staat und Kirche, auf Glauben und Sitte. Diese Erwägung tritt uns besonders nahe bei Voltaire und Rousseau, deren

Namen in diesen Tagen wieder die ganze Welt zu Haß und Liebe durchklingen. Ist doch am 30. Mai der hundertjährige Todestag Voltaire's mit so viel Aufsehen wie möglich begangen worden. Wir lieben das Aufsehenmachen nicht, gleichviel ob es nach Menschen-Bergötterung oder Verfluchung klinge, hoffen uns aber den Dank unserer Leser zu erwerben, wenn wir mit unparteiischer Feder die Bilder der beiden Viel-

genannten zeichnen, die sich wiederholt gegenseitig angezogen und heftig abgestoßen, aber ohne Zweifel merkwürdig ergänzt und gestärkt haben in dem verhängnisvollen Kampfe gegen den morschen unbeschränkten Staat und die verweltlichte, verfolgungsfüchtige Kirche Ludwigs XIV. und XV.

François Marie Arouet, später de Voltaire genannt, ist am 20. Februar 1694 im Dorfe Châtenay, bei Secaux (Seine-Departement) geboren. Ein schwächlicher und durch eine schiefe Schulter verunstalteter Knabe, voll unruhigen, aber glänzenden Geistes, stand er unter dem schädlichen Einflusse seines ungläubigen Pathen, des Abbé de Châteauneuf, der ihn eiligst in einen verführerischen Kreis eleganter junger Freigeister brachte. Diese schlechten Einflüsse vermochten seine Lehrer in dem Jesuitencollegium Louis-le-Grand nicht aufzuheben. Sie lehrten ihn wohl die Glaubenssätze ihrer Kirche, aber machten ihn dieselben nicht glauben und lieben. 31 Jahre alt, ohne inneren und äußeren Halt, ohne gutes Gewissen und festen Beruf, zweimal ausgewiesen und zweimal gefangen gesetzt, empfing er nach einem ärgerlichen Streithandel den gemessenen Befehl, Frankreich zu meiden. Er wählte seinen Aufenthalt in England, wo auf die religiöse Schwärmerei der Revolutionszeit ein eijiger Hauch des Zweifels gekommen war, der die schönsten Blüthen aus dem Wundergarten der geoffenbarten Religion in den Herzen ertödtete. Nur soviel man mit dem gesunden Menschenverstande begreifen könne, sei werthvoll und bleibend in der Religion, alles Andere Betrug und Täuschung. So verkündeten die ersten Geister Englands mit allen Mitteln des Ernstes und des Witzes. Voltaire tauschte diesen Lehren mit unbeschreiblichem Entzücken und wurde der Apostel der Religion des gesunden Menschenverstandes in Frankreich, als er nach vier Jahren der Verbannung auf Verwenden seiner vielen Freunde dorthin zurückkehren durfte. Seine „englischen Briefe“, in denen er die neue Irrlehre zuerst veröffentlichte, wurden zwar auf Befehl des Parlaments von Henkers Hand verbrannt. Aber von nun an überfluthete er förmlich die Welt mit dichterischen, geschichtlichen, philosophischen und aller Art Schriften, deren Titel nur aufzuzählen viele Seiten des Blattes in Anspruch nehmen würde. Von seinen dichterischen Erzeugnissen wird besonders gern genannt ein sogenanntes Heldengedicht „La Henriade“, welches in der Form schön, voll wohlklingender Verse und glänzender Sätze, aber in dem Inhalte unpoetisch, voll trockener Geschichtschreibung und frostiger Reflexion¹ ist. Ein Meisterstück seiner romanhaften Geschichtschreibung ist seine: Histoire de Charles XII², an welcher sich schon die Schüler der höheren Schulen zu bilden und zu erfreuen pflegen. Die meisten seiner vielen Schriften hat er auf dem lothringischen Landgute Cirey, an der Seite seiner gelehrten Geliebten, der Marquise du Chastelet, und auf seinem prächtigen Schlosse Ferney, wo er die letzten 20 Jahre seines Lebens in fürstlichem

Glanze zubrachte, mit unglaublicher Schnelligkeit abgefaßt. Glatter Weltmann, behandelt er alle Fragen mit glänzender Oberflächlichkeit, welche sich ängstlich hütet, den Rathseln der Tiefe zu begegnen; geschickter Künstler, gestaltet er alle Gedanken nach der praktischen Nützlichkeit, welche nicht das Ideal, sondern nur den Erfolg sucht; ungläubiger Katholik, entweicht er alle Heiligthümer mit dem unreinen Geiste leichtfertigen Spottes und grober Unwissenheit in allen religiösen Dingen. Altar und Thron unterwühlt er tagtäglich auf's Neue, aus Leidenschaft und aus Gewohnheit. Und doch hat dieser Zerstörer der Religion bisweilen Bewunderung für die Schönheit des Christenthums gehabt und in einer flüchtigen Nührung dem geschmähten Gotte sogar eine Kirche gebaut. Und ein Papst hat ihm gestattet eines seiner Werke ihm zu widmen und für die Widmung seinen apostolischen Segen gesandt. Und doch hat dieser Aufrihrer gegen die Throne gern an Fürstenthöfen verkehrt und seine glänzenden Einfälle von gekrönten Häuptern bewundern und bezahlen lassen. Und die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Schweden und viele andere



François Marie Arouet de Voltaire,
geboren den 20. Februar 1694, † den 30. Mai 1778.

Fürsten haben ihm die höchsten Huldbezeugungen zu Theil werden lassen. Und doch hat sich dieser selbstfüchtige Spötter der unterdrückten Unschuld angenommen und seinen Zeitgenossen Duldung gepredigt mit Worten und Thaten. Und es wird ihm unvergessen bleiben, daß durch seine rastlosen Bemühungen der Prozeß des unschuldig geräderten Calas nochmals durchgesehen und festgestellt wurde, daß der edle Glaubenszeuge ein Opfer des blinden Fanatismus geworden war.

Voltaire's eitler Charakter ist eben voll grober Widersprüche, wie es bei Allen der Fall sein muß, die ihre Ruhe und ihre Stütze nicht in dem lebendigen Gott gefunden haben. Daß er von der Langmuth und Geduld dieses Gottes bis in sein hohes Alter gesucht worden ist, zeigt mancher seiner bekannten Aussprüche. Weniger bekannt dürfte sein, was Lord Brougham als gut bezeugt erzählt. In einer Mainacht, um 3 Uhr, ließ der 81jährige „Patriarch“ Voltaire einen jungen Freund

¹ Uebersetzung — ² Geschichte Karls XII.

bitten, ob er mit ihm einen Sonnenaufgang genießen wollte; Rousseau's „Glaubensbekenntniß eines Savoyardischen Vikars“ hätte ihm Lust dazu gemacht. Als die beiden, geführt von einem Diener, der mit der Laterne voranleuchtete, mühsam eine steile Höhe erstiegen hatten, röthete eben die aufgehende Sonne den Osten und bereitete ein ergreifendes Naturschauspiel. Da entblöste Voltaire sein Haupt, sank auf seine Kniee nieder, und als er Worte fand, rief er bewegt: „Ich glaube, ich glaube an Dich!“ und nach neuer, langer Pause noch einmal: „Allmächtiger Gott, ich glaube!“ Aber mit einem Male erhob er sich, entfernte den Staub von seinen Knieen und spottete lästerlich gegen die geoffenbarte Religion. 1778 überschüttete ihn das Paris, das ihn so oft hoch gehoben und tief gebeugt hatte, mit Ehrenbezeugungen, von deren Aufregung er in eine Krankheit verfiel und am 30. Mai starb. Die Kirche verweigerte ihm ihr Grabgeleit und der Abbé Mignot, der ihn in der Abtei von Scellières beigesetzt hatte, mußte für diesen eigenmächtigen Schritt schwer büßen. Aber die Revolution hat sich beeilt, ihrem geistigen Vorkämpfer in dankbarer Anerkennung der ihr geleisteten Dienste eine nachträgliche Todtenseier zu veranstalten, welche an Glanz Nichts zu wünschen übrig ließ.

Was der höhnische Spott eines Voltaire nicht anzutasten vermocht hatte, das erreichte die begeisterte Beredsamkeit Rousseau's. In farbenreicher, eleganter Sprache, mit einem anmuthenden fremden Beigeschmacke redete er gefühlvoll und hinreißend von den heiligsten Dingen, die er doch nicht liebte. Unwillkürlich gingen seine Schlagwörter und Redensarten auf die Zeitgenossen über und wurden gedankenlos von ihnen nachgesprochen. Sie werden es zum Theil noch, um so mehr,

als Rousseau nicht bloß eingerissen, sondern auch auf den Trümmern schimmernde, glänzende Neubauten versucht hat. Aber je unberechenbarer der bezaubernde Einfluß dieses hochbegabten Mannes gewesen ist, um so schwerer wird uns sein Lebensbild, an dessen Zügen Verehrer wie Gegner in Lob und Tadel sich streiten. Natürlich entwerfen wir unsere flüchtige Zeichnung hauptsächlich nach seinen berühmten und berühmigten Selbstbekenntnissen, die er im 58. Lebensjahre geschrieben hat.

(Schluß folgt.)

Zur Weltlage. Der so sehnlich herbeigewünschte Congreß zur Verathung der orientalischen Frage soll nun doch endlich stattfinden. Die Regierung des Deutschen Reichs lud die Mächte, welche den Pariser Vertrag unterzeichneten, ein, sie möchten Vertreter nach Berlin senden, die am 13. Juni dort zusammentreten sollen. Sie haben diese Einladung alle angenommen. Es ist erfreulich, daß dieser große Erfolg durch die Bemühungen der deutschen Reichs-Regierung erreicht und dadurch, wie man hofft, einem großen europäischen Kriege vorgebeugt wurde. Es war eine der letzten Handlungen des Kaisers Wilhelm vor dem an ihm verübten Mordanschlag, daß er den Befehl zu dieser Einladung ergehen ließ.

Die Weltausstellung in Paris wurde zwar am 1. Mai eröffnet, ohne daß jedoch Alles fertig war. Erst im Juni hofft man die Arbeiten vollendet zu sehen, so daß dann dieses Werk des Friedens in seinem ganzen Glanze strahlen kann.¹ Noch ehe dies der Fall ist, traf die italienische Regierung Anstalten, um eine neue Weltausstellung nach drei Jahren in Rom eröffnen zu können.

¹ Das „Volksblatt“ hat es sich zur Aufgabe gesetzt, über die Pariser Weltausstellung eine Reihe von Berichten und bildlichen Darstellungen zu bringen.

Zuverlässige Personen, welche die Güte haben wollen, das „Volksblatt“ zu verbreiten, erhalten auf Wunsch Probenummern in beliebiger Anzahl franco zugesandt.

Anzeigen.

Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende
1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten
Camarite, Corinth, Ella, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Rosé.

Flaschen und Kiste frei à **M. 17. 10.**

Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.

Neckargemünd.

J. F. Menzer.

In dem Schottischen Saale in Straßburg, Schloßergasse 14, wird am Sonntag, den 9. Juni, Vormittags 11 Uhr in der **englischen** Sprache Gottesdienst abgehalten werden.

Herausgeber: Dr. Chr. G. Hottinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.

W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische Reinigungsanstalt, Ronnefeldt's vorzüglichen Thee, Sprengel's reines, entöltes Sakaopulver, Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus der Fabrik Mey und Edlich in Leipzig. Verkauf zu den Leipziger Original-Preisen empfiehlt
L. Meyer-Nicolay,
Straßburg i/E., Brandgasse 6, gegenüber der Mairie.

Pastoria.

30) Für das Stiftungshaus gingen in 2030 Gaben 3175 M. ein.

— Chr. G. Hottinger —
Jesus Christus u. seine Kirche.
106 Bilder.
Im Buchhandel 1 M., beim Verfasser 1 M. 50 Pf.
in Straßburg i. E. 80 Pf.

— Der Krieg 1870—71. Mit
64 Porträts u. vielen Denkspreden.
2. Auflage. 1 M. 60, beim Verfasser 1 M. 50. — Vielfach für Schüler geeignet und empfohlen.

Von beiden Schriften nahezu 40,000 Exemplare verbreitet.